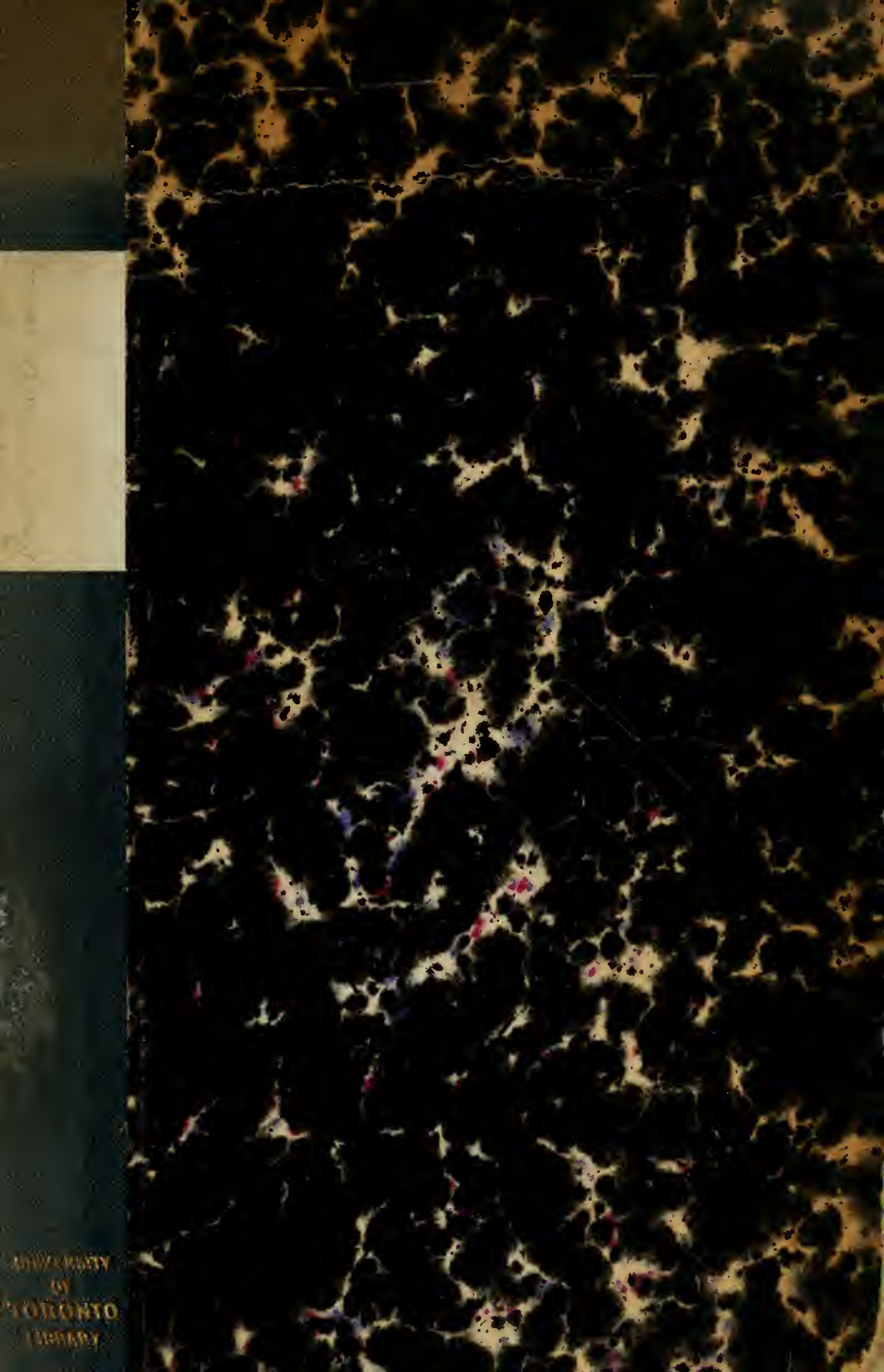


UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY







Stille Leute.



Stille Leute.

Zwei Lebensbilder

von

Dr. Hermann Oeser.

Zweite Auflage.



Basel.
C. Detloffs Buchhandlung.
(Rud. Reich.)
1890.

Druck von M. Werner-Riehm in Basel.

Der alte Pfarrer.

Das letzte Jahrzehnt seines Lebens verbrachte er in Hohenstein; vorher war er einige Jahre ein von vielen geliebter, von einigen angefochtener Pfarrherr in meiner Vaterstadt gewesen. Die Meinigen hatten ihn gerne gehört, er stand uns auch dadurch näher, daß ihn mit meiner Mutter eine Jugendfreundschaft verband. In der Stadt galt er und gilt er, denn man redet dort heute noch von ihm, als ein Original. Ich weiß nicht warum.

Er war ein kleiner Mann, schon damals völlig ergraut, sein langes weißes Haar legte sich unter dem weichen breitkrämpigen Hut in einzelnen ehrwürdigen Locken über Nacken und Schultern. Sein Gang war langsam, und er liebte es im Gespräch zum öftern stehen zu bleiben; wir Knaben sahen ihm zuweilen von dem Fenster unseres Wohnzimmers nach, um zu zählen, wie oft er seinen Begleiter zum Halten nötigte. Er hatte den ruhigsten Blick, den ich je auf mich habe richten sehen. Doch konnte er andern und vielleicht auch sich unerwartet in starken Affekten ausbrechen.

Man sah ihn immer, auch an Sonn- und Feiertagen, mit einem spanischen Rohre, das als Griff einen mäch-

tigen silbernen Knopf trug; nur auf seinen amtlichen Gängen ließ er es, ungern genug, weg. Der Stock war groß und fiel wohl auch darum mehr auf, da der Besitzer ein so kleiner Herr war. Mein älterer Bruder, den die liebe Mutter nicht ohne Grund „Fragsamenhändler" zu nennen pflegte, fragte ihn einst, warum er einen so großen Stock mit sich führe. Der alte Herr gab ihm behaglich lächelnd zur Antwort: „Hast du dich schon einmal mit der Stange über die Gründau geschwungen? Ja? Nun, wenn ich sterbe, schwinge ich mich mit meinem Stock vom Rande der Erde mitten hinein ins Paradies" — „mitten hinein ins Paradies" wiederholte er in seiner nachdrücklichen und liebenswürdigen Weise.

Diesen Stock gab er mir einmal zu fühlen. Ich ging an einem Karfreitag Abend Arm in Arm mit einem Bekannten durch die alte enge Straße, die sogenannte „Sonne", deren du dich wohl noch erinnerst, und wir pfiffen beide arglos und gedankenlos die damals so oft gehörte Weise: „Ich bin der kleine Postillon." Mit einem Male brachen wir erschrocken ab, als wir den entrüsteten Ruf hörten: „So! am Karfreitag pfeift man?!", und den Herrn Pfarrer mitten in unserm Wege sahen. Er hatte offenbar gar nicht darauf geachtet, wer die kleinen Sünder waren, sondern mich als den ersten nächsten an dem Arme ergriffen und einige Schläge auf meinen Rücken niederfallen lassen. Die Entrüstung hatte ihm den Atem genommen, er mußte einhalten und nun erkannte er mich. Er ließ mich los,

legte seine Hand freundlich und fortschiebend auf meine Schulter und sagte: „Empfiehl mich deiner Frau Mutter!"

Ich hatte zuweilen Aufträge meiner Mutter an ihn auszurichten und ging, wenn auch ein wenig beklommen, doch immer gerne zu ihm. Als ein völlig Alleinstehender freute er sich besonders, wenn Kinder ihn zu besuchen kamen. Er zeigte dann allerlei Merkwürdigkeiten, alte Wappenbücher, Kartenblättchen, auf denen in dem Rahmen einer kleinen herzförmigen Figur das Vaterunser und die zehn Gebote in so feiner Schrift geschrieben waren, daß das erstaunte Kindesauge schmerzend sich schloß, wenn es die zarten Schriftzüge zu entziffern versuchte, oder er nahm ein besonders merkwürdiges Bild von der Wand herab, das einen Veilchenstock darstellte, zwischen dessen Blumen und Blättern die weißen Zwischenräume die Profilbilder der napoleonischen Familie dem geübten Auge darstellten. Den Schluß der Freuden, die er uns zu bereiten wußte, bildeten die köstlichsten Haselnüsse; er hatte immer für mich und meinesgleichen einen stattlichen Vorrat. Wenn er auf den herrlichen alten Schrank zuging, der im Wohnzimmer stand und Glas und Porzellan und in fremdländischer hölzerner Schale die Nüsse barg, wußten wir, daß die Erwartung, die uns so rasch zur Ausführung des Auftrages geführt hatte, auch hierin nicht getäuscht werde.

Den Schrank zu sehen, war an sich eine Freude. Die Thüren, die mit reichem Messingbeschläge glänzten, zeigten auf ihrer breiten Fläche in Ebenholz eingelegte Fi-

guren, die der Großvater des alten Pfarrers selbst dem Kunsttischler angegeben und vorgezeichnet hatte: die eine Thüre zeigte den Storch, wie er bei seinem Wirte von einem Teller essen soll, die zweite den Fuchs, wie er verdrießlich dem Gastgeber zusehen muß, wie dieser aus einem tiefen Kruge behaglich speist. Wenn wir Kinder neben dem Pfarrherrn staunend vor dem Schranke standen, dann pflegte er wohl manchmal langsam zu sagen: „Ja, der Großvater! der Großvater!"

Daß der Schrank auch wohl noch anderes enthalte, erfuhr ich erst einige Jahre später.

Wie ich Quartaner wurde, hatte er eben die Stadt verlassen, um das kleine, stille Pfarramt in Hohenstein zu übernehmen. Manches in seinen Predigten hatte diesem und jenem und dieser und jener nicht zugesagt und der alte Herr war gern aus der Welt in das stille Dorf gewichen, wo er als Anfänger einst begonnen und zu dem es ihn sein Lebenlang zurückgezogen hatte.

Seitdem durfte ich einigemale die Herbstferien bei ihm zubringen.

Als ich ihn zum ersten Male besuchte, hatte sich gerade mein jugendlicher Sammeleifer mit Leidenschaft dem Erwerb von Siegeln zugewendet. Ich hätte um ein „Kapselsiegel" meine Seligkeit hingegeben. Ich hatte mir ein mächtiges Heft aus bestem Schreibpapier hergestellt, und auf den grünen Umschlag und auf das erste Blatt in Lapidarschrift „Sphragistik" geschrieben, im übrigen war

das Heft ohne Inhalt und ist es geblieben. Dies Heft und meine in einem starken und schon reichbeklebten Buche enthaltene Siegelsammlung hatte ich unter dem Widerspruche der Mutter in meinem Reiseköfferchen mitgenommen, um schon in der ersten Stunde nach meiner Ankunft die Zeit und, wie ich fürchtete, die Geduld meines freundlichen Wirtes mit dem Besehen der Sammlung in Anspruch zu nehmen.

Wie erfreut aber durfte ich sein, als ich erkannte, daß der alte Pfarrer mein Steckenpferd selbst mit einem Eifer ritt, der in meiner Knabenvorstellung von alten Leuten eine wahre Revolution hervorrief. Aus geheimen, vorher vor meinen Augen nie erschlossenen Seitengefachen des schönen Schrankes entnahm der alte Pfarrherr prächtige alte Wachssiegel und eigene Entwürfe zu Siegeln für die Pfarreien, die er im Laufe seines Lebens verwaltet hatte. Nachmals hörte ich von mancher Seite bestätigen, daß seine Leidenschaft für sinnreiche Siegel landbekannt gewesen sei.

Den letzten Entwurf, der seiner lieben Gemeinde Hohenstein galt, schenkte er mir in einem schön ausgeführten zweiten Exemplare für meine Sammlung. Er war ein geschickter Zeichner; das Oval des Siegels war auf das reinste und vollkommenste gezogen. Die Inschrift lautete: „ev. Pfarramt der Gemeinde Hohenstein.“ Inmitten des Siegels stand ein Palmbaum, schlank und in breiten Blättern aufsteigend, sich ausbreitend und zum Schatten sich senkend. Rechts lehnte sich ein Anker an

den Stamm des Baumes. Ich fragte ihn, was die Palme bedeute, und er sagte: „Die Liebe.“ Ich wußte als Quartaner, daß die Palme das Symbol des Friedens sei und fragte: „nicht den Frieden?!“ Er lächelte und sagte: „Die Liebe ist Friede, und Friede ohne Liebe ist kein Friede, sondern nur ein Waffenstillstand.“ Ich verstand das nicht und fragte weiter: „Und der Anker?“ „Der Anker ist der Glaube.“ „Dann ist der große Stein links vom Baum die Hoffnung?“ Wieder lächelte er und sagte: „Für die Hoffnung ist kein Bild in dem Siegel, denn der Glaube ist Hoffnung, und Hoffnung ohne Glauben ist wie die Flamme einer Kerze, die der Zug der Welt nach einer Seite hin bläst, so daß sie sich niederbiegt und ängstlich flackert und qualmt, aber der Glaube ist ein starkes, mächtiges Feuer, das warm und hell auflodert zum Himmel.“ „Was ist denn aber der Stein?“ fragte ich nun dringlich. „Der Stein, lautete die mir unverständliche Antwort, ist der gute, starke und fromme Wille, den Haß der Welt verschlossen zu halten. Siehst du, es ist ein Grabstein; darunter liegt das Böse, Verkehrte und Dumme begraben und der Stein ist so schwer, so schwer, — er legte mir die breite Hand schwer auf die Knabenschulter und sah mich ernst an — daß all dem Zeuge keine Auferstehung werden soll!“ „Sollte,“ fügte er dann seufzend hinzu, als die stämmige Gestalt des Bürgermeisters von Hohenstein eben in den Fenstern sichtbar wurde.

In dem Maße, als ich älter wurde, verstand ich den

alten Pfarrer und seine Reden besser und besser. Wenn ich als Primaner oder junger Student durch die Ebene dem Gebirge zuschritt, das auf seinem letzten Ausläufer das weithin sichtbare weiße Kirchlein und das von Nußbäumen umschattete Pfarrhaus von Hohenstein trägt, eilten mir die Stunden, die meiner warteten, entgegen und zogen mich rascher und rascher zu dem alten treuen Manne.

In jenen letzten Jahren hatten unsere Gespräche meistens einen religiösen Inhalt, und knüpften an die sonntägliche Predigt oder an die seelsorgerlichen Gänge an, auf denen ich den trefflichen Mann zuweilen begleiten durfte. In diesen Gängen von Haus zu Haus und von bedürftigen Seelen zu selbstgewissen Seelen erkannte er das Beste seiner Thätigkeit. Ich als der Jüngere und rascher und stärker noch durch das Wort als das Leben ergriffen, gewann mehr aus seiner Predigt.

Ein kleines Erbe, das mir nach seinem Tode zufiel, hat dafür gesorgt, daß er gerade in dieser Thätigkeit mir noch heute ein Gegenwärtiger ist. Als er starb, gelangte ein Teil seines bescheidenen Nachlasses nach seiner eigenen Bestimmung an die Meinigen, darunter auch jener schöne alte Schrank mit seinem ganzen Inhalte. Als wir in Verehrung und Scheu die Kästchen öffneten und eine Kindererinnerung um die andere durch manchen uns vor Jahren wohlvertrauten Gegenstand geweckt wurde, da fand sich unter tagebuchartigen Aufzeichnungen, wissenschaftlichen

Auszügen und Predigtkonzepten auch ein offenes Couvert, das die Aufschrift trug: „Dem Jüngsten.“ So hatte er mich seit meinen Kinderjahren bald scherzhaft, bald zärtlich in Nachahmung meiner Mutter genannt, die mich im Gespräche mit Fremden so zu bezeichnen pflegte. Der Briefumschlag enthielt einige ausgeführte Predigten, wie er sie in meiner Vaterstadt gehalten hatte; ich erinnerte mich einiger noch sehr wohl, sie hatten Geschichten enthalten, die sich dem frischen Sinne und freiwilligen Gedächtnis des Knaben lebhaft eingeprägt hatten. Und eben diese Predigten trugen gerade an den Stellen, die ich noch kannte und die, wie ich heute weiß, auf mein Leben bestimmend eingewirkt hatten, lange blaue Striche am Rande des Textes. „Die Striche hat der Herr Prälat gezogen,“ sagte meine Mutter. „Wie ist das möglich?“ war meine erstaunte Frage. »Die Predigten haben ihm damals vorgelegen, als unser verstorbener Freund es vorzog, „„aus der Welt nach Hohenstein zu gehen,““ wie er zu sagen liebte.“

Diese Predigten lagen in einem alten Umschlage eingeschlossen, der deutliche Zeugnisse dafür an sich trug, daß er schon einigemale versiegelt und wieder entsiegelt worden war. Ich kannte den alten Herrn so genau, daß ich die Geschichte dieses Verschlusses rasch erriet: ich sah ihn in seinem Arbeitszimmer in Hohenstein, das durch die hohen Nußbäume immer in leichter und freundlicher Dämmerung gehalten wurde, wie er die Predigten in jener Reinschrift, die er seiner Behörde übergeben hatte, dann und wann

in stillen mit den Geistern der Vergangenheit allein getheilten Abendstunden vor sich hinlegte und nun von dem Inhalte der Predigten und der Stunde, wo er sie gesprochen und den Menschen, denen sie gegolten hatten, träumte.

Auf dem Rande jeder der Predigten fanden sich Bemerkungen, die er sicher erst in Hohenstein niedergeschrieben hatte. Der innere Umschlag selbst trug in blauer Schrift die Worte: „o Welt! o Welt!" Darunter stand, als die Summe einer späteren Überlegung: „Nur müßt ihr mich auch recht verstehn!" Aus noch jüngerer Zeit und von einer schon zitternd gewordenen Hand stand unter diesen Zeilen, aber nicht symmetrisch unter ihnen geordnet, sondern mehr nach dem rechten Rande des Umschlages hin das neue Wort: „Du Narr, was du säest, wird nicht lebendig, es sterbe denn." Den untern Rand erreichte die in ihrer fast völlig verblaßten Schrift um so rührendere Klage: „Wo dein Gesetz nicht mein Trost gewesen wäre, so wäre ich vergangen in meinem Elend." Wir wußten es, daß du mit dem Leben und dir selbst täglich rangest, während die Welt in dir nur den freundlichen und gelassenen Mann sah, und nun, da wir vor deinem Erbe standen, klagten wir von neuem mit dir und um dich.

Eine der Predigten behandelte das Wort: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht." Sie war mir darum die langen Jahre her wohl in der Erinnerung geblieben, weil die liebe Mutter, die sich zu-

weilen von mir die Erlaubnis statt zur Kirche in den schönen alten Stadtwald zu gehen, abbetteln ließ, gerade hier meinem Wunsche entgegengetreten war und darauf bestanden hatte, daß ich die Predigt über diesen Text höre. Was sie nachher, nachdem wir beide die Kirche besucht hatten, gedacht hat, weiß ich nicht. Diese Predigt aber, die gar nicht auf Kinder berechnet war, ist mir ein Lehrmeister bis zu dieser Stunde geblieben.

Er hatte hier ausgeführt, daß vor Gottes Auge die Erde sich wie eine Kinderstube ausnehme und daß auch das klügste Volk ihm nur wie ein kluger Junge, ein findiger Junge, aber immer wie ein Junge vorkomme. Darin liege mehr Trost, als es zuerst scheine, denn wie wir über Kinderunarten dächten, das wisse jedes liebende Herz. Im Mittelpunkte der Predigt stand dann folgende Ausführung:

Wie nachsichtig, freundlich und väterlich Gott der Herr ist, das werden wir am jüngsten Tage sehen. Ich sehe den Herrn an jenem Tage wie auf einem gewaltigen Berge stehen. Auf die Spitze dieses Berges und nach der Stelle hin, wo der Vater seiner Kinder harrt, laufen viele tausend Wege, die einen in wenigen Schlangenlinien, die meisten in hundert und hundert Windungen, so daß schier kein Hinaufkommen ist, andere sind fast in gerader Linie angelegt, ja, ein Weg geht, wie an der Schnur gezogen, von der Erde unmittelbar zum Herrn hinauf. Und nun sieht der liebe Herr, wie die Völker unserer Erde

und anderer Erden alle auf diesen Wegen zu ihm wandeln, zu ihm streben, vorwärts und aufwärts sich sehnen, und wie sie oben anlangen, so begrüßt er sie. Zu denen, die auf dem geraden und darum kürzesten Wege zu ihm gelangt sind, sagt er nichts, er schüttelt ihnen still die Hand; anderen aber, die auf mehr gewundenen Pfaden zu ihm heranziehen mußten, ruft er fröhlich zu: „Seht, ihr seid nicht zu spät gekommen!“ Zu allerletzt kommen die an, die auf den mühsam weiten Umwegen, auf tausend Windungen des Weges den Pfad zu Gott suchen mußten. Zu denen neigt sich der Herr mit mütterlichem Antlitz milde erquickend und tröstend herab und sagt: „Ihr armen Kindlein, wie mögt ihr müde sein, nun ruht euch aus im Vaterhause.“

Eine andere Predigt mußte der alte Herr wohl nachträglich selbst bereut haben. Nicht wegen des Inhaltes, für den ja das Wort auf dem Umschlage: „nur müßt ihr mich auch recht verstehen“, gelten durfte, sondern wegen einer besondern Wirkung, die er bei späterer Überlegung doch für möglich gehalten haben mußte, denn am Rande der Predigt stand in früherer Schrift: „So alt so jung!“ Und etwas darunter in späterer Schrift: „Wer aber ärgert dieser Geringsten einen, die an mich glauben, dem wäre besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt und er ersäuft würde im Meere, wo es am tiefsten ist.“ Die Stelle der Predigt, die dem Herrn Referenten

und vielleicht auch anderen Leuten, wohl endlich auch dem Verfasser aufgefallen war, lautete folgendermaßen:

Ihr wißt, daß der Tod alles Irdische von uns abstreift, aber das hat vielleicht nicht jeder bedacht, daß dieses Irdische nicht bloß in dem Leibe besteht, sondern auch in all den Vorstellungen und Gedanken, die allein der Erde entstammen. Infolge davon hört der liebe Gott selten oder nie etwas von dem, was von recht eigentlich Irdischem auf unserer Erde vorgeht, denn die Verklärten, die bei ihm eintreten, wenn sich das Erdenthor hinter ihnen geschlossen hat, haben nur das Edle, Heilige und Fromme in sich bewahrt und wissen nichts mehr von den trüben Schleiern, mit denen das irdische Wesen ihre Augen verdunkelte. Nun aber kam einmal einer in den Himmel, der war gar ein rascher, einer von den lieben Menschen, die nicht schnell genug die Treppe herauf kommen, die nicht früh genug am Bahnhof sein können, und die nicht imstande sind, einen ausreden zu lassen, und die man doch lieb haben muß, weil sie so ehrliche Menschen sind. Nun dieser Mann, in seinen Erdetagen seines Zeichens ein Professor, hatte es mit dem Sterben und Seligwerden so eilig, daß er, ehe er es sich versah, im Himmel stand und wegen der Schnelligkeit des Übergangs mehr irdische Erinnerungen als je ein anderes mit in die neue und ewige Heimat gebracht hatte.

Natürlich war der liebe Gott sein erstes, er konnte nicht schnell genug zu ihm gelangen. Der Herr fand an

dem Geiste, der wirklich noch mehr Mensch als Engel war, Gefallen und da der Selige das alte irdische Mitteilungsbedürfnis noch bewahrt hatte, erzählte er nun dem Herrn ein langes und ein breites von der Erde; da hatte der liebe Herr nun viel Neues zu erfahren und kam aus dem Erstaunen nicht heraus. Der neue Gast war namentlich in dem sehr bewandert, was die Menschen „die rechte Religion" genannt hatten, und da erfuhr denn der liebe Gott, daß es auf Erden Orthodoxe („beziehungsweise Formalisten", wie der Professor hinzuzufügen sich gedrungen fühlte), Pietisten und Liberale gäbe. Der Professor hatte die größte Mühe dem Herrn die feineren Unterschiede dieser Parteien klar zu machen und namentlich ihm zu zeigen, wo denn eigentlich das Religiöse in den Lehrmeinungen aller jener Gegner liege.

Der Professor war in Eifer geraten und führte die symbolischen Bücher, die Konzilienbeschlüsse, den alten Pelagius und den neuen Semipelagianismus in das Feld und entwickelte beredt und überzeugend, wo hier das Recht und Unrecht stecke. Der Herr aber verwunderte sich erst halb zu tode über die Rede des Professors und die krausen Seltsamkeiten, die sie zu Tage förderte, dann aber sagte er ernst: „Eine fromme Seele, die vor Zeiten Pelagius hieß, wohnt in meinem Hause."

Da der Professor einen Augenblick mit Sprechen innehielt, fragte der Herr: „Gehorcht denn nun euer irdisches Völklein mit demselben Eifer, den es auf so unnütze

Dinge verwendet, auch dem Worte, das mein Sohn euch verkündigte?" „„Denkst du an die siebenundzwanzig Teile des Neuen Testamentes oder schließest du den Hebräerbrief, den Jakobusbrief und die Apokalypse aus?"" „Ich denke nur an das Wort, das mein Sohn euch verkündigte." „„Also an das Neue Testament?"", erwiderte der Professor verlegen. „Nein, die Bergpredigt!" „„So hatte jener doch recht,"" fuhr der Professor triumphierend heraus. Was der liebe Gott und der Professor noch mehr verhandelt haben, das bleibe heute unerwähnt.

Zwei Blätter lagen bei den Predigten, die offenbar nicht für die Gemeinde bestimmt gewesen waren, sie enthielten Niederschriften, die ich Selbstgespräche nennen möchte, welche er für sich in einer ihm geläufigen Einkleidung als Ergebnis schmerzlicher Erfahrungen im seelsorgerlichen Amte aufgezeichnet hatte. Das erste Blatt lautete:

„Ob ein Ahnherr von ihm Scharfrichter gewesen, vielleicht die ganze Familie Geschlechter hindurch des Henkeramtes gewaltet, kann ich nicht sagen, in der That aber hat jener Vergleich, den ich oft aus seinem Munde hörte, wirklich etwas Henkermäßiges.

Wie gesagt, er behauptete, wie in den englischen Gefängnissen sei auch im Menschenleben an einer Stelle des Weges, den wir wandeln, eine verborgene Fallthüre, man schreite heran, näher, näher, sehe sie nicht, trete darauf und stürze nun in die unermessene Tiefe des Jammers

und Todes. Dann schließe sich rasch die Fallthüre und niemand ahne nur ihre Stelle.

Es wissen alle, alle, daß diese Fallthüre da ist, hörte ich ihn sagen, ich weiß sogar, wo sie liegt, aber das ist mein Unglück, daß ich sie sehe und doch niemand davon überzeugen kann, daß sie da liegt, wo sie liegt. Nun stehe ich trauernd am Wege, und sehe, wie sie ihn gehen. Sie kommen mit den verschiedensten Absichten, mit heitern und ernsten, stillen und lauten Gedanken, und alle reden auch wohl einmal oder öfter davon, irgendwo im Wege liege eine Fallthüre, man solle sich vorsehen. „Es wird wohl weit, weit draußen sein," meint der eine. Der andere sagt: „Wozu hat man Augen im Kopfe?!" Und sie ziehen weiter, singend der eine, Geld zählend der andere, der dritte fühlt, ob Liebchens Brief nicht der Tasche entglitten sei. Manche aber, und das sind die, bei denen ich am tiefsten erschrecke, die kommen des Weges daher und sprechen ausschließlich von der Fallthüre, und beschreiben, wo sie liege — aber ich sehe an ihrem Blicke, daß er weit über die rechte Stelle hinausschweift — und warnen beredt, mit hohen Worten, sich ihr nicht zu nähern, und schildern ausführlich, gründlich, heiter, fromm und ahnungslos, wie man es einrichten müsse, um nicht in den Abgrund zu stürzen. Sie reden und warnen und sehen so glücklich aus, daß sie das alles sagen dürfen und nähern sich dabei Schritt um Schritt, wie sie predigend neben den andern einherziehen, oder ihnen voranschreiten, der vielbe-

redeten und doch gänzlich unerwarteten Stelle. Unsagbar aber ist mein Jammer, wenn ich eine liebe, treue Mutter des Wegs kommen sehe, wie sie sorgt, daß ihr Kindlein hinter ihr hergehe, wie sie um sich schaut und die Wanderer aushorcht und den Predigern glaubt, um dann doch —

„Ja, ja, es ist ein henkersmäßiger Vergleich."

Das zweite Blatt war wie eine Randbemerkung bei sinnendem Verweilen über dem in der Niederschrift genannten Texte flüchtig aufgezeichnet worden. Dies aber war sein Inhalt:

„Lucas 14, 16—24.

Der Herr Christus beschloß im Jahre 1862, ein großes Gastmahl zu halten und sandte Briefe und Boten an Frauen und Männer, die zuvor gesagt hatten, daß sie ihm zugethan seien, und er ließ sie zu dem Feste laden.

„Entschuldige mich," sagte der erste der Geladenen, „ich muß zur Diözesan-Versammlung, da diesmal niemand von unsrer Seite fehlen darf."

„Entschuldige mich," schrieb ein anderer, „ich muß erst noch untersuchen, ob das Evangelium Marcus den andern Evangelien als geschichtliche Urkunde gleichwertig ist."

„Entschuldige mich, ich muß einen assyrischen Thoncylinder entziffern, der ein neues Licht auf Angaben des Alten Testamentes wirft," erwiderte der Herr Geheime Kirchenrat.

„Entschuldige mich," schrieb Frau Therese, „entschuldige mich, ich muß das zwölfte Dutzend Strümpfe für die

Basler Heidenmission in unserm Mittwochskränzchen zu Ende stricken."

„Entschuldige mich, ich habe einen großen Haushalt, in dem das Tüpfelchen auf dem i nicht fehlen darf, und der mich darum nicht entbehren kann," erwiderte Martha.

„Entschuldige mich, ich muß eine Cantate für das Reformationsfest dichten," ließ ein Anderer sagen, und sein Freund fügte hinzu: „und ich muß sie componieren." und die Sänger, die auf die Cantate ungeduldig warteten, sagten: „wir alle müssen sie einstudieren! Wir bitten dich, entschuldige uns!"

Als alle diese Absagen kamen, ward der Herr Christus zornig und sagte zu seinen Boten: „Nun geht hinaus und schaut euch um; wo ihr ein armes Weib seht, das fremde Kindlein mit dem Wenigen speist, das es für sich und die Seinigen hat, die ladet zum Feste. Wo euch ein zerlumpter Landfahrer begegnet, der bei dem Ton der Feierabendglocke stehen bleibt, den Hut abnimmt und die Hände zum Gebet faltet, den ladet mir zum Feste.

Und es geschah, wie der Herr befohlen hatte."

In dem Briefumschlage lagen außer diesen und andern Predigten und jenem Selbstgespräche noch zwei „Andenken". Das eine war ein kleines Bild, das von sehr geschickter Hand in Wasserfarben ausgeführt war: es stellte eine auf einer niederen Säule ruhende Sonnenuhr dar, die von sieben großen blühenden Stauden der Sonnenblume umstanden war; um den Schaft der Säule rankte sich ein

Kranz von Schneeglöckchen und Astern, der ersten und der letzten Blüte des Jahres, Abbilder einer allezeit lebendigen Gesinnung und That; unter dem Bilde stand: „Dem Frater symbolicus die treue Drei: Fritz, Hans, Wolf." Es war ein Gedenkblatt, das drei jüngere Studiengenossen dem von der Hochschule scheidenden Freunde vor vielen Jahren übergeben hatten.

Den Namen Symbolicus hatte dem verehrten Manne die frühe Neigung, seine Gedanken und innerste Meinung in Bildern anzudeuten, eingetragen und wir kannten den Beinamen sehr gut. Ein Bruder meiner Mutter, der auch gleichzeitig mit dem alten Pfarrer die Universität besucht und seitdem das traute „Du" mit ihm bewahrt hatte, nannte ihn zuweilen in unserer Gegenwart und zu unserem Entsetzen Bolikus, denn so hatte sich die geschwinde Jugend den Beinamen des Commilitonen mundgerecht gemacht.

Das zweite Andenken war eine Erinnerung an uns. An dem Tage vor seinem Weggange nach Hohenstein war der alte Pfarrer noch einmal mit uns Knaben und der Mutter einen Lieblingsweg durch die Flur gegangen, den er namentlich zur Sommerzeit fast täglich aufgesucht hatte. Der Weg lief als ein schmaler Fußpfad in unbedeutenden Windungen über eine Stunde lang durch Getreidefelder, eingesäumt von den hohen Halmen, die sich bei hohem schönem Stande des Kornes wie ein Bogengang über dem engen Pfade zusammenneigten, und bunt umsäumt von Klatschrosen, von hellen Winden, die an den Halmen hinauf-

kletterten und leichtsinnig von ihrer Höhe hinabnickten, von Kornblumen und Raden. Da, wo ein zweiter Fußpfad das Getreidemeer und unseren Weg durchschnitt, stand ein breiter Strauch wilder Rosen, dahinter aus der katholischen Zeit ein steinerner Bildstock ohne Bild. Hier pflegte der alte Pfarrer zu halten, sich auszuruhen und dann den Rückweg anzutreten. Hier hielt auch damals unsere kleine Schaar. Jedes brach dem alten Herrn eine wilde Rose, und still und bewegt nahm er ohne äußeren Dank den Strauß. Auf der Reise war ihm der Strauß entblättert, aber die abfallenden Rosenblättchen hatte zuerst das Notizbuch, dann ein kleines Couvert aufbewahrt. Auf dem Couvert stand: „Am Bildstock, 21. Juli 1862," und darunter:

Geliebtes leuchtet durch's Gedränge,
Auch noch so fern
Schimmert's hell und klar
Immer nah und wahr.



Der Freund des Herrn Professors.

Wenn die zwei Freunde zusammen spazieren gingen, und das geschah täglich zwischen drei und vier Uhr, dann grüßten alle Begegnenden den einen der beiden, indem sie etwa sagten: „Guten Tag, Herr Professor!" „Schönes Wetter, Herr Professor!" oder auch wohl: „Der Herr Professor sind wie eine Uhr," den andern aber grüßten nur wenige, er aber dankte jedem Gruße, der seinem Freunde galt, auch mit dem Hute. Der Professor war ein kleiner, lebhafter Herr, seine blonden Haare spielten schon in das Graue hinüber, aber er war noch voll jugendlichen Feuers. Sein Fach war neutestamentliche Exegese, am liebsten aber las er in einer öffentlichen, stark besuchten Vorlesung über Apologie des Christentums. Rechtfertigung des Christentums war denn auch ein bevorzugter Gesprächsgegenstand während der täglichen gemeinsamen Gänge.

Aber gerade dieser Gegenstand wäre an sich dem Begleiter gegenüber überflüssig gewesen, denn dieser bedurfte keiner weltlichen Beweisführung für den Glauben, der in ihm war wie eine Glut, die einen Stahl durchglüht. Dieser Freund war nur ein einfacher „Doktor". Obgleich ihn niemand grüßte, beschäftigte sich doch die kleine Universitäts-

stadt sehr lebhaft mit ihm. Als der Professor der Theologie dem Rufe an die Universität gefolgt war, tauchte zugleich mit ihm der „Doktor" auf. Man sah zwei Fremde, die beide auffällig waren, ja recht auffällig, der eine kleinere im großen, breitrandigen weichen Filzhute, lebhaft, mit hoher Stimme sprechend, noch lebhafter gestikulierend, der andere hoch aufgeschossen, mager, die eine Schulter merklich tiefer als die andere, den Kopf immer gesenkt, der Mund schweigend. Der Wunsch der Beobachter, der kleine elegante Herr möchte der neue Professor sein und nicht die lange und wirklich ein wenig lächerliche Figur neben ihm, erfüllte sich.

Später sickerte aus den Empfangszimmern der Professoren und den Kaffeegesellschaften der akademischen Frauen ein wenig, aber nicht viel hinab in die Kreise der bürgerlichen Beobachter in Bezug auf den hagern „Doktor". Man erzählte sich, und der tägliche Anblick bestätigte dies, daß er der beste Freund des Professors sei. Ferner ließ sich ohne Umfrage, auf dem Wege stetiger Beobachtung feststellen, daß er nicht verheiratet war, wenigstens hatte er gleich anfangs eine bequeme und freundliche Junggesellenwohnung bezogen, die vor ihm von unzähligen unbeweibten Privatdozenten, Assistenzärzten und Unterbibliothekaren bewohnt gewesen war. Auch war zu erkennen, daß er trotz seinem alten und in ein misfarbiges Grau übergehenden Überzieher, nicht ohne Vermögen war, wenigstens gab er bei Aufrufen zur Zeit

bedeutender Misstände rasch und reichlich, auch sollte er für ein Bild, ein Ölgemälde, an dem aber nach dem Urteile von Studenten, die es in der Ausstellung gesehen hatten, gar nichts war, 5000 Mark bezahlt haben. Über dem Bilde hatte er einen dunkelgrünen Vorhang mit einer Rollvorrichtung anbringen lassen, so hatte seine Aufwärterin erzählt. Ja, er war ein merkwürdiger Mensch.

„Was er sei", wurde auch zum öfteren besprochen. Die Studenten behaupteten; „ein verunglückter Theologe"; Bürgersfrauen, die den Professor gerne predigen hörten, — er hielt nämlich den akademischen Gottesdienst ab — und sich darum auch für den Doktor interessierten, erzählten auf ihre Weise weiter, was sie von ihren Studenten morgens, wenn sie den Kaffee brachten, gehört hatten: er sei in seiner ersten Predigt stecken geblieben und da er es nicht nötig hätte, so lebe er nun so für sich. Ja, wer es auch so gut hätte! dachte und sagte jede, die es erzählte und die es hörte.

Eines aber stand fest, er war der beste Freund des Professors, er hatte ihn überall an die Universitäten begleitet, wohin der wachsende Ruf des Freundes diesen geführt hatte, man traf ihn oft in der Familie des Professors und er war langweilig und sonderbar, es war klar, daß niemand etwas von ihm hätte wissen wollen, wenn man mehr von ihm gewußt hätte.

Immerhin blieb noch eine Frage offen, mit deren Lösung man sich doch beschäftigte, so wenig es sich lohnte.

„Was trieb der Doktor den ganzen Tag?" Es war leicht zu erkennen, daß der Professor nur sehr ungern sich wegen seines Freundes befragen ließ, und er gab nicht selten kurze, abwehrende und den Neugierigen entmutigende Antworten. Einmal aber hatte es ein Frager besser getroffen, als er an einem Vereinsabende auf die mit einander plaudernden Freunde zuschritt und den Doktor geradezu fragte, welchem Fache er seine Vorliebe und Zeit zuwende. Da ergriff der Professor statt des Gefragten das Wort und sagte mit einem leisen Lächeln, das den Freund fröhlich streifte: „der Herr Doktor arbeitet seit Jahren an einem umfänglichen christlichen Wörterbuche." Ein paar Tage genügten, um diese merkwürdige Thatsache in allen akademischen Kreisen bekannt zu machen, ihm in dem Vorstellungskreise aller Interessierten einen festen Platz anzuweisen und ihn fortan mit der allem Erkannten zukommenden Gleichgültigkeit ansehen und übersehen zu lassen.

Und wirklich lag in dem Schreibtisch des Doktors ein Heftchen loser Blätter, das auf einem weißen Umschlage die Aufschrift: „Christliches Wörterbuch" trug, die Blätter, zum Teil das reinlich abgelöste zweite leer gebliebene Blatt eines Briefes, zum Teil Quartblätter, die gerade zu diesem Gebrauche zugeschnitten waren, enthielten kleine Aufsätze, erbauliche Betrachtungen, tagebuchartige Aufzeichnungen und flüchtige Bemerkungen — alle desselben Inhaltes; nur hatte diesen die gemeinsame Aufschrift insofern nicht

glücklich wiedergegeben, als die Blätter von Ausdrücken und Wendungen des täglichen Verkehrs und Gesinnungsäußerungen handelten, die dem Beobachter als unchristliche erschienen waren.

Sieben dieser Blätter, alle mehr Monologe, als Aufsätze, wurden nach seinem Tode bekannt und lauteten:

* * *

„Aber, wenn und gar
Sind des Teufels War."

Du verstandest das „Aber" sofort, und sagtest lächelnd und die Worte dabei recht treuherzig betonend: „er ist der beste Mensch von der Welt, aber" . . ., dann brachst du ab, lachtest erst kurz und sagtest dann sehr ernst: „an diesem ‚aber' stirbt der Ruf dessen, dem es gilt, und die Seele dessen, der es ausspricht." Ich faßte deine Hand und sagte: „Gott ist die Liebe, er läßt wohl auch die Abermänner nicht ewig in der Irre."

* * *

Die Frau Professorin beschwor mich, ehe die Gesellschaft begann, mit komischem Ernste, ich solle im Laufe des Abends etwas ganz Neues sagen, die Damen seien so auf mich gespannt.

Ich wurde recht verlegen, hob die rechte Schulter, damit sie der linken gleich sei, und schwieg. „Nun, das ist ein guter Anfang", sagte sie lachend.

Wie dann der Thee herumgereicht wurde, knüpfte sich an die Erwähnung eines Romans ein Gespräch über

die Tapferkeit an. Es zeigte sich, daß alle, namentlich die Damen, sich unter Tapferkeit eine vornehme und herrliche Seeleneigenschaft und unter ihrem Träger sich einen rechten Helden des inneren Lebens, einen Meister christlicher Entsagung oder hervorragender Wahrheitsliebe und erfreulichen Gegenstand des Romans und des wirklichen persönlichen Verkehrs vorstellten.

„Wer erscheint Ihnen als der Tapferste, Herr Doktor,“ fragte mich die Frau des Zoologen äußerst verbindlich.

Ich räusperte mich leise, weil mir über dem plötzlichen und unerwarteten Sprechen ein geistiger Druck in die Kehle gefahren war, und sagte nicht eben geläufig: „Ich halte den für tapfer, der es fertig bringt, im gegebenen Augenblick nicht zu sagen: Siehst du, hab ich es nicht gleich gesagt“ . . .?!

Ich schwieg und die Gesellschaft hatte offenbar die Vorstellung, daß ich meine Rede nicht zu Ende gebracht hätte. Die Frau des Zoologen tauchte ein Stückchen Zwieback in den Thee, die Frau Professorin aber sagte vergnügt: „gut und neu!“

* * *

Meinetwegen!

„Mir kann es recht sein!

Es geht mit dir heim!

Ich weiß noch recht gut, wann ich die zwei letzten Sätze zum ersten Male hörte, oder doch ihrer Lieblosigkeit bewußt wurde. Wir wohnten noch am Graben, es muß

also in meinen Tertianerjahren gewesen sein. Jenseits unseres Gartens und des alten Burggrabens lief der in einen schönen schattigen Weg verwandelte Wall. An einem frohen, sonnigen Sonntagnachmittag saß ich in der Hütte, die am Ende des Gartens auf einem Stücke der alten Befestigung stand und las, bis die Zahl der über den Wall Gehenden immer größer, das Geräusch der Stimmen und Schritte immer zudringlicher wurde; ich sah dem Strom zu. Drüben im nächsten Dorfe jenseits des Flusses war Kirchweihe und dorthin zogen nun die städtischen Handwerker- und Kleinbürgerfamilien, viele mit Kinderwagen oder mit Kindern im Gefolge.

Ich kannte nicht viele und sah auch weniger nach dem Zuge, um bekannte Gesichter zu finden, als um mich an dem unruhigen Treiben zu erfreuen. Unter denen, die ich kannte, war mir aber eine Familie sehr gut bekannt: es kam auch der Pflasterer Thomann mit seiner Frau und seinen drei Kindern; der „rote Pflasterer", wie er überall hieß, ein „braver" Mann, wie meine Mutter sagte. Wenn man genau untersuchte, was ihr unbewußt bei diesem Lobe vorschwebte, so war es das, daß er Sonntags zur Kirche ging und bei den Spöttern als ein „Frommer" galt.

Eben, als er mit den Seinigen an unserem Garten vorüberging, hörte ich, wie seine Frau sagte: „Ich will sie doch lieber nicht zur Großmutter zurückbringen, — gelt, du bist tapfer, Gertrud, und gehst mit?" Die kleine

Gertrud war noch in dem Alter, wo die Beinchen bald den Dienst versagen und der Mutterarm die Mühen des Weges abnehmen muß; eben aber war Gertrud noch sehr lebendig und schritt, die Füßchen wie ein Rekrut auf-hebend, fröhlich den Eltern und Geschwistern voran; der Pflasterer widersprach nicht, sondern sagte scheinbar ruhig und nachlässig: „Mir kann es recht sein, es geht mit Dir heim!“

Ich sah in diesem Augenblicke, was auch er sah: ein Abendheimweg mit müden Kindern und ein müdes Weib, das schweigend die eingeschlafene Jüngste vom Dorfe auf der dämmernden Straße bis in die schwüle Wohnung trug und ihnen zur Seite ein mürrischer Mann, und ich erschrak über die Härte und Lieblosigkeit des Mannes. Als ich der Mutter das Gehörte erzählte, sagte sie erstaunt und schmerzlich: „ach, der rote Pflasterer! Wer hätte das gedacht, er ist doch kein braver Mann!“

* * *

Der Tag war so schön gewesen. Ich hatte das eine Fenster weit geöffnet lassen können, denn die Luft war trotz des letzten Februartages frühlingsmild gewesen; von dem Firste eines fernen Daches hatte süß und ein neues Leben verkündend der erste Drosselruf mir und anderen überraschend herübergeklungen, die Seele spürte ein weites Glauben und Können — mit einem Male aber war alles ausgelöscht.

Ich war eben an das Fenster getreten, da ward ich

Zeuge einer häßlichen Szene. Eine feingekleidete Dame, von der ich meine, daß ich sie irgendwo in Gesellschaft gesehen hätte, kam die Straße herunter, stellte eine ärmlich gekleidete blasse Frau und fragte sie scharf, warum sie an dem Tage, den sie ihr freigehalten habe, nicht zum Flicken gekommen sei? Die Antwort der Frau blieb mir unverständlich, sie klang leise, klagend und entschuldigend; dann hörte ich wieder die scharfe Stimme der Dame: man müsse unter den Häusern, in denen man arbeiten wolle, einen Unterschied zu machen wissen, aber wer nicht wolle, der habe gegessen! Dann nickte sie kurz und ging rasch weiter. Arme Frau!

Ich trat vom Fenster zurück und setzte mich wieder zum Schreibtisch nieder, aber die Gedanken wollten sich nicht wieder zum alten Gange sammeln.

* * *

Unser Proffessor Braun, der alte, treffliche, liebte runde und nette Antworten. „Rund und nett" blieb eine Lieblingsanspielung unter seinen ehemaligen Schülern. Wenn jemand auf eine Sache, einen Wunsch verzichtet, mit den Worten und namentlich dem Tone, der ihnen den Schein der Bereitwilligkeit und Uninteressiertheit geben soll: „ich entsage gern, mir kommts nicht so darauf an," der entsagt nicht rund und nicht nett und nicht als ein Christ. Mir scheint es manchmal, als nehme der Entsagende die Entsagung zurück oder als liege im Tone, in jenem bereitwilligen Tone der Uninteressiertheit ein Zu-

satz von bewußter Absicht, daß der andere merke, daß der Verzicht ein Opfer und eine Größe ist. Wie schade, daß die Bibel den Gotteskindern nicht eine runde und nette Entsagung einschärft.

* * *

Du hörtest die Worte deines Vaters, aber noch genauer hörtest du die Worte deiner Schwestern. Du gedachtest des heiligen Wortes: „Euere Rede sei ja, ja, nein, nein, was darüber ist, das ist vom Übel!", und da gabst du die Antwort, die dir das Leben, deinem alten Vater den Verstand, und jenem guten alten Edelmanne das Augenlicht kostete, die Antwort, die deine Schwestern und den Mann, den beide liebten, in den Tod führte. Wußtest du nicht, Cordelia, daß es nur ein einziges „ja" unter den vielen, die es giebt, war, das unser Herr Christus meinte? Es giebt ein heftiges ja, ein mürrisches ja, ein verlegenes ja, ein kaltes ja, ein gelogenes ja, ein widerwilliges ja, ein bedingtes ja, ein ungütiges ja, aber es giebt nur ein einziges christliches ja, das ist liebreich, sonnig und bedingungslos.

Und so giebt es auch nur ein nein, das ein Christ gebrauchen kann. Die Welt spricht ein trotziges nein, ein scharfes nein, ein kränkendes nein, ein zögerndes nein, ein entschuldigendes nein, ein hochmütiges nein, ein gekränktes nein, der Herr Christus und die Seinigen aber sprechen ein nein voll Liebe, das nur dem Herzen weh thut, das es spricht und nicht dem, dem es gilt.

* * *

Es ist ein schönes, stolzes und verpflichtendes Wort, und wenn ich es als Student gekannt hätte, so hätte ich gewiß in dieser und jener Vorlesung in mein Heft statt des Vortrages in sorgfältigster Schrift „Wir wollen von der kleinen Zahl sein" eingeschrieben, ich hätte mir das Wort in das Griechische übertragen und es dem lieben Freunde in das Buch geschrieben, das ich ihm zum Abschied schenkte. Heute, wo ich die Eitelkeit in jeder Verkleidung ahne und den Rausch beobachte, in den große Worte die Menschen versetzen, könnte ich fast niemand gestatten, dies herrliche und große, freuden- und martyrienreiche Wort zu gebrauchen. Ich könnte Franz, Raphael, Erwin und Martin erlauben es zu bekennen, aber ich würde sie gleichzeitig bitten, nie von dieser Erlaubnis gebrauch zu machen.

* * *

Soweit die bekannt gewordenen Blätter jenes christlichen Wörterbuches.

* * *

Der Doktor starb vor dem Herrn Professor und nach seiner letztwilligen Bestimmung wurde er an der Südseite der „Siechenkapelle" begraben, ein Wunsch, der mit dem Kopfschütteln und Achselzucken in dem kleinen Städtchen aufgenommen wurde, das dem Doktor sein Lebenlang in allen seinen Äußerungen geworden war.

Diese kleine Kirche lag jenseits des Flusses am Ende der alten, winkligen und schmutzigen Vorstadt, in der die

Armut die Ärmsten zu einander gesellt hatte. Die Kapelle lag auf dem Gebiete des ehemaligen Siechenhauses, das der Stadtrat aber wegen seiner Baufälligkeit vor mehreren Jahren hatte abbrechen lassen. Damit war auch eine Kapelle verschwunden, die sich innerhalb des Siechenhauses befunden hatte und seitdem waren die Vorstädter genötigt gewesen, an Sonntagen sich den Trost ihrer Seelen in den weitentfernten Kirchen der eigentlichen Stadt zu holen. Dann waren aber durch einen völlig unbekannt gebliebenen Geber die Mittel reichlich gewährt worden, um auf der Stelle des alten Hauses eine schöne und geräumige Kapelle neu zu errichten, in der von nun an reihum die Geistlichen der Stadt, häufig auch Studenten der Theologie predigten, und, wie das erst nach dem Tode des Doktors bekannter wurde, auch dieser ab und zu einmal zu den Armen geredet hatte.

Als sein Tod bekannt wurde, sagte man in seinem Kreise: „man muß zur Beerdigung kommen, der Herr Professor wird darauf sehen; wer weiß, vielleicht kommen auch wenige, das sieht dann nicht gut aus." Und so ging denn mancher gelehrte Mann zum stillen Sterbehause und sah sich dort, vielleicht nicht angenehm, enttäuscht, denn es waren viele Leidtragende gekommen, Männer in alten, wollig gewordenen Cylinderhüten und gestrickten schwarzen Handschuhen, und Frauen in weiten runden Mänteln, das Gesangbuch und ein Taschentuch in der Hand. „Woher kennen denn diese Leute den

Doktor?", fragten nun die Herren einander, die vor Jahren hatten wissen wollen, was der Freund des Herrn Professors denn eigentlich treibe. Aber wer gefragt wurde wußte es nicht, und die es wußten, fragte man nicht.

Als ein paar Monate nach dem Begräbnisse verstrichen waren, erfuhr man, daß zu Häupten des Grabhügels eine schlichte, weiße Marmorplatte niedergelegt worden sei, ohne den Namen des Entschlafenen, auch ohne Bibelspruch, nur mit dem einfachen Worte: „Was wär' ich ohne dich gewesen." Man nahm an, der Herr Professor habe diesen Stein dem Freunde gewidmet, und viele waren der Ansicht, das Wort auf dem Steine sei die Klage des Zurückgebliebenen um den Entschlafenen, und diejenigen, die sich dieser Meinung zuneigten, nahmen ihm als einem Professor der Theologie diese Grabschrift übel.

Im zweiten Jahre nach dem Tode blühte ein weißer Flieder über dem Kopfende des Grabes, an der Seite aber stand ein Strauch weißer Rosen.









